

Der Spiegel

f. ü r

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 R., mit freier Postzus-
 sendung 5 R. Auf Velinpapier mit ersten
 Kupferabdrücken 5 R. und postfrei 6 R. C. M.

Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Ober-
 (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomala's Kunsthand-
 lung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der Sonntag in Paris.

An den Wochentagen ist der Anblick der Hauptstadt und die Lebensweise ihrer Bewohner so ziemlich gleichförmig, nur nach den verschiedenen Stadttheilen verschieden. Während in den Quartieren über den Boulevards, im Faubourg Saint Germain, so wie in allen Bezirken, wo die Reichen und Vornehmen wohnen, noch tiefe Stille herrscht, während selbst der Krämer und Handwerksmann im Faubourg Saint Antoine und im Quartier Saint Jacques von den Arbeiten und Mähen des vorigen Tags sich noch im Arme des Schlummers erholt, ziehen bei dem Scheine der halb erloschenen Straßenverberber schon mehrere tausend Landleute mit ihren schwerbeladenen Wagen in die Stadt, um die Produkte des Feldbaus vor fünf Uhr Morgens abzusetzen, wie es die Polizeiverordnung gebietet, damit später nicht das Gedränge der Wagen, Pferde und Menschen, in den engen, schmutzigen Straßen der Stadt unentwirrbar werde. Ein mächtiger Markt beginnt; der Marché des Innocens, die Straßen Saint-Denis, Saint-Honoré, Montorgueil und die kleinen, auf den Marktplatz stoßenden Straßen in der Runde beleben sich, die Marchands de vins öffnen ihre Läden, die Hölzerweiber schlagen ihre Kaffeubuden auf der Straße auf, und die Detailhändler kommen dahin, um sich mit den Bedürfnissen des Tags zu versorgen. Bald darauf folgt ein langer Wagenzug, mit Seefischen, Austern, Butter, Eiern, Wildpret, zahmem und wilhem Geflügel aller Art beladen; die Butter wird von eigends dazu angestellten, zuverslässigen Leuten zentnerweise verkauft, und auf dem Fischmarkt werden ganze Wagen voll Fische auf einmal ausgebaut. Mit Anbruch des Tags kommen die leichten Fuhrwerke der Milchmädchen, Blumen-, Obst- und Gemüseverkäuferinnen; zahlreiche Omnibus, Favorites, Dames blanches und Dilligences san-

gen an, die Straßen zu durchkreuzen und die Einwohner der Hauptstadt von einem Stadttheile zum andern zu befördern und Reisende nach allen Weltgegenden abzuführen. Gegen sieben Uhr öffnen sich die Werkstätten, und um dieselbe Zeit gehen auch die Kaufläden auf. Um acht Uhr wird das Quartier Latin besonders rührig und belebt; die Tausende von Studenten ziehen in die Hörsäle der Sorbonne und der Ecole de médecine; die Advokaten, Notare und Gerichtsschreiber empfangen etwa um dieselbe Stunde ihre Klienten im Heiligthum ihrer Kabinette. Um neun Uhr gewinnt die Cité ein bewegtes Aussehen; das Palais de Justice und seine weiten Gerichtssäle füllen sich mit Klägern, Beklagten, Advokaten und Zuschauern. Langsam geht die in den gewerbsamen Theilen der Stadt schon mit Tagesanbruch begonnene Bewegung in die Gegenden des Palais-Royal, der Tuilerien, der Madelaine und der Chaussee d'Antin über. Um zehn Uhr begeben sich die Angestellten, Beamten und Staatsdiener gemächlichen Schrittes in ihre Kanzleien, die Schaar der Kommiss eilt auf ihre Komptoirs, und die Bankiers und großen Handelsherren setzen sich an ihren Pult, um die zwischen zwei und fünf Uhr auf der Börse zu machenden Geschäfte zu überdenken und zu ordnen. Die allgemeine Thätigkeit dauert bis fünf Uhr, dann werden die Kanzleien, die Gerichtshöfe, die Komptoirs geschlossen, und alle wichtigen Geschäfte haben ein Ende. Der wohlhabende Bürger speist mit seiner Familie zu Mittag, die Fremden, Hagestolzen und pensionirten Beamten drängen sich in die Restaurationen und Speisehäuser, die reiche und vornehme Welt speist oder vielmehr schmauset zwischen sechs und sieben Uhr und fährt in glänzenden Equipagen zu ihren kostbaren Gastmahlen, welche an Luxus und ausgesuchter Delikatesse gewiß die mensae syracusanae der Alten übertreffen. Nach dem Mittagessen füllen sich die Kaffeehäuser und Theater bis gegen Mitternacht; dann gehen die Schauspiele zu Ende und die Nachhausegehenden nehmen noch hie und da im ersten besten Café ein Glas Eis oder Limonade. Der ruhige, gemüthliche Bürgermann aber hat sich schon zur Ruhe begeben, wenn die vornehme Welt noch von einem Vergnügen zum andern fliegt, weil sie den Genuß nicht kennt, den mäßige Arbeit und die Uebung der Wissenschaften gewähren.

Eine andere eigenthümliche Vhyssognomie hat Paris am Sonntag. Vormittags sind noch die meisten Läden geöffnet und der Betrieb und Verkehr gehen noch im alten Gleise fort. — Der Nachmittag dagegen legt die Geschäftsmine ab und zieht ein Feiertagskleid an. Alles zeigt die laute, lebendige Bewegung eines Volksfestes. Schon gegen zwei Uhr fängt der industrielle Theil der Bevölkerung an, von allen Seiten der Stadt den Bureaux der Omnibus und Gesellschaftswagen zuzuströmen, welche um einen niedrigen Preis 14 bis 20 Personen zugleich in die benachbarten Ortschaften der Umgegend von Paris führen. Der Tuileriengarten, während der Woche in den Nachmittags- und Abendstunden der Sammelplatz der vornehmen und schönen Welt, ist heute von einer schwärmenden Volksmenge bestürmt und eingenommen; die Blumenbeete, Bänke und Statuen bedecken sich mit Staub und das Auge, sonst nur gewöhnt, auf die geschmackvollsten und reichsten Toiletten zu treffen, wird an diesem Tage oft von dem wunderlichsten Damenputz überrascht. — Schaarenweise strömt es in den Louvre, und seine weiten Gallerien füllen sich mit allerlei Volk, mit Rastgängern, Taschendieben, Cassern, Bettlern, mit verdächtigen Gerüchen

und gedankenloser Langenweile. Sonntags muß man nicht das Museum besuchen; diese schönen Kunsthallen sind verpestet von der Hitze, dem Staub und den verschiedenartigen Gerüchen, welche von der in allen Gängen sich häufenden und drängenden Volksmenge verbreitet werden; begegnen wir auch hier und da einer schönen Dame aus der eleganten Welt, so erhöht dieselbe mit ihren Salben und Parfüms durch augenblicklichen Wohlgeruch nur die unserer Nase sogleich zurückkehrenden Leiden.

Auf dem Place de la Concorde sehen wir eine ungewöhnliche Menge jener zweirädrigen Fuhrwerke mit einem Gaul, welche man hier allgemein Coucou's nennt und die ehemals vor der Erfindung und Einführung der Omnibus die einzige qualvolle Ressource für den ehrlichen Bürgermann waren, wenn er Sonntags mit seiner Familie eine Landpartie machen wollte. Heutzutage hat die Zahl dieser garstigen, unbequemen Fuhrwerke sich bedeutend verringert, und fast ausschließlich beschränkt sich jetzt die niedere Volksklasse auf den Gebrauch derselben. — Die Alleen der Champs élysées werden Sonntags von schwerfälligen Fiakern und Kabriolets und lahmen Mietzägäulen, anstatt von eleganten Tilburis und Kutschen und leichtfüßigen Engländern durchschnitten, und in den Seitengängen der Hauptallee drängt sich eine tumultuarische Volksmenge, welche bald vor der Marionettenbude stillsteht, um den Kasperle sich mit der Kaze schlagen zu sehen, oder verwundert anhält, wenn niedrig gepuzte Kinder in einem kleinen, von Ziegen gezogenen Wagen spazieren fahren; die dicke Metzgersfrau überzeugt sich im Vorbeigehen, wie schwer sie wiegt, und der Soldat kauft dem Quacksalber, der die größten Späße macht, eine Salbe wider die Hühneraugen ab. Zahlreiche Banden von Musikanten lassen sich hören, und überall rufen und lärmen die Limonadenverkäufer und Marchands de Coco mit ihrer durchdringenden Stimme dazwischen: Messieurs et Mesdames, qui est ce qui veut boire? — demandez à boire!

Am originellsten ist der Anblick der Hauptstadt vor den Barrieren. Auf allen Straßen und Wegen strömen die Leute aus den arbeitenden Volksklassen nach allen Seiten, in allen Richtungen dahin. Am besuchtesten sind die Barrière de Belleville hinter dem Faubourg du Temple, die Barrière du Trône hinter dem Faubourg Saint-Antoine, la Petite Villette hinter dem Faubourg Saint-Martin, die Barrière de Berry in der Nähe der Austerlitzbrücke, die Barrière du Maine hinter dem Observatorium u. s. f. Weiber, Kinder, Männer, Burfche und Mädchen drängen sich gruppenweise und ziehen in fröhlicher Rebseligkeit durch die Straßen nach dem Ziel ihrer heutigen Wanderung. Jeder Sonntag ist hier ein Fest, ein Jahrmarkt, eine Kirchweih, ein Tag, gebenedeit vom Volke, verachtet von den Reichen und Vornehmen. Kleidung, Eile, Gesprächigkeit und heitere Laune deuten auf etwas Außergewöhnliches. Man hat alle Mühe, gleichen Schritt zu halten mit dem rüstigen Volke, das sich drängt und stößt und durch die verschiedenen Faubourgs eilt, gleich als ob irgend ein Aufzug, eine Hinrichtung, ein Wunder zu sehen, ein merkwürdiges Thier zu schauen, eine Prinzessin einzuholen und eine hohe Herrschaft zu bewundern wäre. In den Straßen der Faubourgs wimmelt es von Menschen, viele Spazirgänger lehren schon unterwegs ein-, zweimal im Wirthshause ein, um sich durch einen Trunk für den weiten Gang zu belohnen oder sich auf die Reise zu stärken.

Endlich kommt man vor die Barrière, wo Essen, Wein und Tanz billiger sind, als in der Stadt, weil das Reich des Douaniers aufhört. Ein Cabaret, ein Marchand de vins reißt sich an den andern; alle haben vollauf zu thun, und die berühmtesten darunter, wie le petit Caporal vor der Barrière du Maine, le grand Vainqueur vor der Barrière von Belleville, les Maronniers vor der Barrière von Berry u. s. f. sind jeden Sonntag zum Erdrücken voll. Das Aeußere dieser Guinguettes ist mit großen Sechsen und Achtern beschrieben, was anzeigen soll, daß man daselbst das Litre Wein zu sechs und acht Sous verkaufe; das Innere, immer schmutzig und wenig einladend, ist überfüllt mit Handwerkern, die in ihren Sonntagsröcken und Hüten herumstehen und sitzen und bedeutenden Spektakel machen. Unter ihnen bemerkt man manche hübsche Weiber und Grisetten, deren saubere Tracht und natürlich gute Haltung auffallend gegen den ungeordneten Anzug und die nicht sehr galanten Manieren ihrer Liebhaber abstechen. Durch alle Thüren geht es aus und ein; es summt, lärmst, schreit und ruft von allen Seiten in den verschiedensten Tönen und Dialekten. Reges Leben, so weit das Auge reicht; es wird gesungen, gezanzt, gezecht. Endlich erschallt die türkische Trommel und der pfeisende Ton der Klarinette vom Tanzplatze her; da werden die stehenden und sitzenden Massen flüchtig, die Guinguettes leeren einen großen Theil ihrer Gäste aus, und alle Tanzlustigen eilen auf den Tanzplatz, der während der freundlichen Jahreszeit im Freien angebracht ist. Die Tanzsäle für den Winter sind groß und geräumig; ein Kronleuchter hängt in der Mitte, und der Plafond ist mit soviel Zahlen beschrieben, als Paare zugleich tanzen können. Der Preis für jeden Tanz wird nämlich im Voraus entrichtet; der Tänzer kauft am Komptoir für jeden Contretanz oder Walzer ein Billet mit einer Nummer, welche ihm seinen Platz im Saale anzeigt, eine sehr einfache und löbliche Einrichtung, wodurch es möglich wird, daß trotz des außerordentlichen Zubrangs niemals Verwirrung und Unordnung entsteht.

(Beschluß folgt.)

Die Höllemaschine von 1800.

Der Mordanschlag gegen Napoleon fällt in die Zeit, wo Fouché Polizeiminister war. Am 24. Dez. 1800, Abends 8 Uhr, wollte Bonaparte, der damals noch erster Konsul war, in die Oper fahren. Er kam durch die Straße St. Nicaise. Die Verschwornen hatten einen Pulverwagen mit der Höllemaschine quer über den Weg gestellt. Bonaparte verdankte sein Leben dem Kutscher, der ihn fuhr, geschickt vorbeilenkte, und kaum vorübergeflogen war, als die Explosion erfolgte. Die Höllemaschine war um eine Viertelminute zu spät los gegangen, sonst wäre Napoleon wohl nicht auf St. Helena gestorben. Der Wagen des ersten Konsuls ward noch so stark erschüttert, daß die Scheiben sprangen. Wer waren die Urheber? Fouché meinte, die Demokraten; er ließ mehrere einstellen; 130 wurden durch einen noch in der Nacht erlangten Senatskonsult exilirt. Später will man die wirklichen Mörder unter den Chouans entdeckt haben; einige wurden hingerichtet; der Zusammenhang des Komplots ist nie recht bekannt geworden. Im Manuskript aus St. Helena

sagt der Kaiser über das Attentat nur ein Paar Worte: „Mit jedem Tage ward ich sicherer, als mich plötzlich das Ereigniß vom 3. Nivose belehrte, daß ich auf einem Vulkan sei. Die Verschwörung kam unerwartet: es ist die einzige, die nicht von der Polizei vereitelt wurde; die Verschwornen hatten sich Niemanden anvertraut; darum gelang es ihnen. Ich entrann durch ein Wunder. Die Theilnahme, welche man mir bezeugte, entschädigte mich vollkommen. Der Augenblick zum Conspiriren war nicht gut gewählt; es war noch nichts fertig in Frankreich für die Bourbons. Man suchte nach den Schuldigen. Ich hatte die Brutus von den Strafeneken in Verdacht, man bewies mir aber, daß die Leute in der Straße St. Nicaise die Explosion den Royalisten zu danken hatten.“

Die Pfeife.

Ein gewisser Handwerksmann in S. hatte eine sehr böse Frau, welche die Gewohnheit hatte, von Früh Morgens bis in die späte Nacht hinein in ihrer Wohnung nicht nur allein, sondern auch mit ihren Nachbarn und Nachbarinnen zu zanken, und Hader und Zwietracht anzurichten. Der Mann, der als ein fleißiger, ruhiger und rechtschaffener Mann von seinen Nachbarn sowohl als von seinen Mitbürgern allgemein geachtet und geliebt wurde, wußte seines Jammers kein Ende, um seiner Frau dieses Uebel abzugewöhnen. Endlich rieth ihm einer seiner Freunde, er möchte sich eine Pfeife kaufen, und wenn seine Frau wieder anfinge, zu zanken oder sich mit ihren Nachbarinnen auf der Straße zu streiten, er so lange pfeifen möge, bis seine Frau still und zum Schweigen gebracht wird. Diesen Rath befolgte unser Freund, und so wie sie nun wieder anfing, ihre einmal zur andern Natur gewordene Leidenschaft auszuüben, fing er an zu pfeifen, daß ihr die Ohren gellten, und dieses setzte er so lange fort, bis sie endlich zum Schweigen gebracht wurde. Hiedurch beschämt, gewöhnte sich die Frau diese Untugend nach und nach ab, denn so oft sie anfangen wollte zu zanken, fing er an zu pfeifen, und sie wurde dann immer zum Schweigen gebracht und zuletzt wurde sie die beste Frau und vertrug sich mit Jedermann friedlich. Es wäre daher so manchem Ehemann anzurathen, sich eine Pfeife anzuschaffen und sich derselben in ähnlichen Fällen zu bedienen.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Nürnberg (10. August.) Mad. Schröder-Devrient trat gestern als Fibelio zum erstenmal auf. Der große Ruf dieser Künstlerin, und die ergangene Einladung zur Subskription hatten ein äußerst zahlreiches Auditorium versammelt, welches derselben so-

wohl durch rauschenden Empfang bei ihrem Eintritt, als durch Hervorrufen nach dem ersten Akte und am Schlusse seine Anerkennung bewies. Wir behalten uns eine ausführlichere Beurtheilung ihrer Leistung vor, können aber schon jetzt nicht umhin, dieselbe als eine durchaus gelungene zu bezeichnen, welcher das so oft verschwendete Prädikat der Meisterschaft im vollen Um-

junge gebührt. Einen neuen Genuß verspricht uns die morgende Vorstellung der Schweizer-Familie; sollte uns jedoch Mad. Schröder-Devrient mit einer dritten Darstellung erfreuen, so würde, nach den Eindrücken des gestrigen Abends zu urtheilen, eine Wiederholung des Fabello gewiß den Wünschen der Mehrheit des Publikums entsprechen. (Man wissen wir, warum Mad. S. D. so lange in Pesth auf sich warten läßt.)

K.

Paris. In der großen Oper haben die Proben von Meyerbeer's neuer Oper: „die Bartholomäusnacht“, unter Leitung des Komponisten, bereits begonnen.

N.

Miszellen.

Paris. Die 24jährige Frau des Hrn. F... in Paris hatte sich schon vor einigen Monaten aus dem dritten Stockwerk auf das Pflaster gestürzt, war aber nicht schwer verletzt und hergestellt worden. Vor wenigen Tagen nun sprang sie von der Brücke Notre-Dame in die Seine; das Wasser trieb sie unter die Räder des Pumpenwerks, und sie wurde, zwar noch lebend, aber fürchtbar verstümmelt, hervorgezogen. Diese Wuth des Selbstmords scheint ihrer Familie angeboren zu sein; denn sie hat erklärt, daß ihre Eltern und andere nächsten Verwandten, neun an der Zahl, freiwillig an Feuer, Wasser oder Gift gestorben seien. — Eben so erschoss sich vor Kurzem ein ehemaliger Schokoladefabrikant in Paris ohne bekannte Ursache, mit Hinterlassung eines Kindes und einer schwangern Frau. Die Pistole, womit er sich umbrachte, hatte er stets bei sich geführt. Sein Onkel hatte sich ebenfalls erschossen, sein Vater sich durch Kohlendampf erstickt, und einer seiner Onkel sich erhängt.

Z.

Freiburg. Wir erhalten von verschiedenen Gegenden des Landes Mittheilungen über die ungewöhnliche Fruchtbarkeit der Reben in diesem Jahre. So wird namentlich vom Bodensee berichtet, das Hr. Bürgermeister Spachholz in Radolfzell in seinem Garten eine dreijährige Rebe habe mit 223 Trauben, wovon manche einen Schuh lang sind, sehr viele aber eine Länge von 5—6 Zoll haben. Eine andere sechsjährige Rebe hat 700 Trauben. Dieser außerordentliche Reichthum des heurigen, so wie der große Vorrath des vorigen Jahres steigert denn auch den Preis der Fässer auf eine ungewöhnliche Höhe.

L.

Straubing. Unlängst wurde ein Hähriger Bauernbube atrapirt, als er so eben außerhalb Straubing den vollkommen mit Früchten gefüllten Stadel eines Wirths dortselbst angezündet hatte, welcher auch ganz, ohne daß eine Frucht aus demselben gerettet werden konnte, abgebrannt ist. Auf die Frage an den jungen Bösewicht, warum er dieses Verbrechen verübt habe, antwortete er ganz lakonisch: „die Leute sagen ja immer, daß dieser Stadel schon lange nicht auf dem rechten Platz stehe, somit habe ich dem Uebel abhelfen wollen;“ und auf die weitere Frage, die man an denselben gestellt: ob er sich nicht vor der ihn nun treffenden Strafe gesürchtet habe, entgegnete er eben so gleichgültig: „Na, da komm'i halt in's Zuchthaus, und da müssen's mir doch zu essen geben.“ Diese einfachen Aeußerungen dürften wohl zu den ernstesten und wichtigsten Betrachtungen über den gegenwärtigen herrschenden bösen Geist führen, mit welchem selbst schon die Schuljugend von dem liberalen Reformatismus angesteckt zu sein scheint.

L.

London. Der König von England hat dem vor einiger Zeit in öf-

sentlichen Blättern erwähnten Mädchen, welche nach dem Tode ihres Geliebten, eines Schiffskapitäns, ein paar Jahre Matrosendienst verrichtete, bis endlich ihr Geschlecht entdeckt wurde, aus seiner Schatulle eine jährliche Pension von 10 Pfd. Sterl. zugesichert. M.

St o k h o l m. Die berühmte, uralte Niddarholmskirche bietet einen höchst traurigen Anblick dar, und gleicht an vielen Stellen einer Ruine. Am 28. Juli Morgens 8 Uhr, schlug nemlich bei einem starken Gewitter der Blitz in die oberste Spitze des Kirchturms unterhalb der Kugel, auf der das vergoldete Kreuz ruht. Der Strahl schien nicht gezündet zu haben, allein dies war, wie sich erst nach mehreren Stunden auswies, allerdings der Fall, und das Feuer griff allmählig in dem Grade um sich, daß es, ungeachtet der zweckmäßigsten Lösungsmaßregeln, nicht allein die äußern und innern Theile der Kirche selbst ergriff, sondern auch erst am 29. völlig gedämpft werden konnte. Das berühmte Grabmal Gustav Adolphi ist glücklicher Weise unbeschädigt geblieben, wie denn überhaupt im Innern, wie im Außern, der gegenwärtige Zustand der Kirche von der Beschaffenheit ist, daß eine ziemlich vollständige Wiederherstellung des Gebäudes nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Das Gebäude war ehemals ein Franziskaner-Kloster und der Grundstein zu demselben wurde im Jahre 1280 gelegt. P.

L o n d o n. Ein hiesiger Kaufmann, Browning, bestellte vor einiger Zeit bei einem Mechanikus Wild ein Bestel, das er bald zu haben wünschte. Der Mechanikus versprach es ihm für den nächsten Samstag. Kann ich darauf rechnen, fragte Browning, ich liebe nichts mehr als Pünktlichkeit. Rechnen Sie fest darauf, erwiderte der Mechanikus, ich müßte denn vor Samstag

sterben. Der Kaufmann ging. Der Samstag kam, ohne daß das Bestel erschien. Sogleich begab sich Browning zu den Herausgebern der bekanntesten Londoner Tagesblätter und ließ folgende Anzeige einrücken: „Die Künste, vor Allem aber die Mechanik, haben einen empfindlichen Verlust erlitten. Der berühmte Mechaniker Wild ist in dieser Woche seiner zahlreichen Familie nach einer kurzen Krankheit durch den Tod entzissen worden.“ Browning begnügte sich damit nicht. Er ließ Einladungs schreiben zu Wilds Begräbniß drucken, und schickte sie an alle Mechaniker Londons. Am andern Morgen erschien Wild in der größten Bestürzung. Sein Bestel war nur um einen Tag verzögert, aber er brauchte wenigstens eine Woche, um die Nachrichten von seinem Tode zu widerlegen. Wollte übrigens Jeder, besonders mit den Schneidern, so verfahren, dem ein Versprechen nicht gehalten würde, so müßten alle Journale der Welt weiter nichts sein, als lange Todtentlisten! M.

B e r l i n. Ein Wächter, der seiner gnädigen Gutsbesitzerin persönlich den Wachtzins ablieferte, war ganz erstaunt, diese alte Dame, die er schon früher oft gesehen, mit Einemmale hochroth geschminkt, mit falschen Zähnen und jugendlichen Locken vor sich zu sehen. Als er sie starr ansah, fragte die Dame ganz entrückt: „Na, was sieht er mich an, bin ich Ihm so etwas Neues? — „Neu nicht,“ entgegnete er, „aber gut reparirt.“ C.

Der Modenkurier.

(Paris, 5. August. 1855.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!“

1. „Alles hat seine Zeit,“ sagt ein altes, besonders hinsichtlich der Moden sehr applicables Sprichwort, das für Manche ein Born voll der süßesten Hoffnungen und für Andere bloß eine harte und drückende Wahrheit sein mag. Ohne uns lange bei dieser Analyse, die uns nur in philosophische Grübeleien leiten könnte, aufzuhalten, begeben wir uns

in Franconis Circus, wo jetzt die *Reuevous à la Mode* sind, und in die elisäischen Felder, wo Musards Konzerte so großen Anklang finden. Die Damen stellen daselbst die in dieser Jahreszeit nur mögliche Eleganz zur Schau aus, und der gute Geschmack macht sich in Franconis Amphitheater bemerkbar, woselbst sich alle Gesellschaften von Paris versammeln und Alles wahrzunehmen ist, was von der Elite der großen Welt in unserer Hauptstadt noch zurückgeblieben *). Hier, so wie überall, wo die Mode ihr Haupt erhebt, bilden die Reiskrohhüte die Mehrheit. Der ziemlich große, aber offene und etwas seitwärts geneigte Schirm, sitzt trefflich, und ist sehr geeignet, Verzierungen darunter anzubringen. So wird manchmal unter einem solchen Hut die ganze Haarkoiffüre sichtbar. Es ist eine Quirlende ganz kleiner Blumen, die das Gesicht umgibt, und eine Schleife zur Seite, deren Enden ziemlich tief an den Wangen hinabgehen; oder es befindet sich in der Mitte der Stirn eine Akrasse von Blumen oder Bändern. Unter den schönen Eintheilungen der Blumen unter den Schirmen bemerkt man eine Art Kränze, die in der Mitte schmal und an den Seiten breit sind, dann Diademe von schwarzen Zwerghblumen.

2. Diese Mode, viele Blumen unter dem Schirm des Hutes zu geben, erfordert, daß er sehr hintennach auf den Kopf gesetzt wird. Hingegen ist die Form nicht sehr hoch und man überladet sie nicht stark mit Zuthaten.

3. Die weißen Federn werden stets zu den elegantesten Verzierungen auf Reiskrohhüten gezählt. Der Paradiesvogel kommt auch noch zum Vorschein, aber nur in einer reichen Equipage, in einem Salon, oder in der ersten Reihe eines merkwürdigen Konzertes. Zu Fuß, auf einer öffentlichen Promenade, in einer ländlichen Reunion braucht ihn keine elegante Dame anzunehmen: das hiesige die Mode übertreiben.

4. Mehrere junge Damen, die in den Tuilerien ausruhten, um frische Luft einzunehmen, trugen Halbkapoten von Reiskroh,

deren Form sich ein wenig rückwärts neigte, deren Schirm auf beiden Seiten sehr tief an den Wangen hinabging und die Stirn ganz frei ließ. Auf diesen Hüten sind nur ein Band, das um die Form geht und ein Blumenzweig, der seitwärts angebracht ist und ganz auf dem Schirm liegt, erforderlich. Unter dem Schirm kann ein kleines seitwärts angebrachtes Bouquet mit dieser Einfachheit übereinstimmen. Man verwendet bloß weiße Bänder zu diesen Hüten.

5. Die große Hitze verschlechte alle Frisuren. Alte, Junge, Schöne, Häßliche, fast alle Damen koiffüren sich mit Bändern. Man trägt auf der Stirn ein kleines schwarzes Sammetband, das rückwärts des Kopfes sehr einfach gebunden wird. Man sieht auch ganz kleine unansehnliche schwarze Schnürchen, welche in der Mitte der Stirne eine Schleiße haben, bildend entweder eine Kose, oder einen kleinen Vogel, dessen ausgespannte Flügel mit Steinen von verschiedenen Farben bedekt sind.

6. Der Gebrauch der Mantelstübe von schwarzem Poul de Soie, mit Spitzen garnirt, die sich den ganzen Sommer erhielten, macht jetzt den Mantelstübe von glattem oder gestiktem Mousselin Platz. Sie werden vorne mit Taffetbändern, die zu dem Futter passen, zugebunden; doch ist der größte Theil einfach.

Modenbild. Nr. 35.

Pariser Anzüge vom 9. Aug. Brautanzüge. Die erste Dame: Koiffüre von Hrn. Hamelin in Paris. Schärpe und Kleid von Blondem. — Die zweite Dame: Kleid von gestiktem Poul de Soie mit einer Mantille. (Bei Gelegenheit dieser schönen Toiletten kündigen wir an, daß wir von Hrn. M i n d s z e n t y, bürg. Damenkleidmacher in Pesth (große Brülengasse, No. 632) einige treffliche Brautausstattungen gesehen haben, die eben so wohl von Einsicht als Geschmack zeugten.)

Mohr, der gelehrte Hund.

berühmt durch seine außerordentliche kunstreiche Ubrichtung, ist in Pesth angekommen und wird sich in der Bude vor dem Redoutengebäude produziren.

*) Scheint auch in Pesth in dem Circus der Mad. de Bach, die mit dem 16. d. M. ihre inter. Vorstellungen begonnen, der Fall zu sein. R.